

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 157.

Samstag, 8. Juli.

1916.

## Die Braut aus Kanada.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

Wenn Harald Strodttmann etwas, auf das er „veressen“ war, verjagt wurde, so ruhte und rastete er nicht, um auf die eine oder die andere Weise doch zum ersehnten Ziele zu gelangen. Jedenfalls ließ er nicht früher nach, als bis er das letzte Mittel zum Zweck erschöpft hatte. In diesen „Mitteln zum Zweck“ war er außerordentlich erfinderisch.

Sein Bruder hatte bei derartigen Anlässen wiederholt geäußert, daß Haralds Energie besserer Sachen würdig gewesen wäre, denn meist hatte es sich um irgendeinen übermühtigen Jungenstreich gehandelt.

Nun hatte er sich fest vorgenommen, die persönliche Bekanntschaft von Henriette Santen, der schönen, jungen Sängerin vom Stadttheater, zu machen. Wenn man sie auf der Straße sah, so konnte man es sich kaum vorstellen, daß es dieselbe war, die auf der Bühne das Publikum hinriß. Sie hatte keinen Blick für die, welche sie von dieser Bühne her kannten, und die ihr dann, wenn sie ihr anderswo begegneten, oft dreist ins Gesicht starrten. Niemals erblickte man die junge Sängerin auf der Straße ohne „ihren Schatten“, ihre Duenna, die alte, lächerlich bunt aufgeputzte Person.

Der weiße Pudel Regus fehlte ebenfalls nie.

Um die Stunde, wo Schulschluß war, wogte das Leben auf der Breiten Straße am buntesten.

Der Spätherbsttag zeigte ein lächelndes Antlitz. Kleine, weiße Wolken jagten, vom Winde getrieben, über die Dächer der uralten Marienkirche dahin, gelbe Blätter stoben in tollem Wirbeltanz über den Kirchplatz.

Vor den Türen des Rathhauses standen in strammer Haltung zwei Schildwachen — es war Senatsitzung.

Die elektrischen Bahnen klingelten hell durch all das altertümliche Gewese dahin — sie pakteten eigentlich gar nicht in diesen wundervollen, alten Rahmen, zwischen die Giebelhäuser, die, Wahrzeichen vergangener Jahrhunderte, so dastanden, als riefen sie den eilig Dahinhastenden drunten auf der großen Straße zu: „Gebt euch keine Mühe, die Zeit haltet ihr doch nicht auf, wir aber — wir vermögen sie zu überdauern.“

Harald von Strodttmann schlenderte durch das Straßengetriebe, elegant wie immer vom Scheitel bis zur Sohle.

In der Breiten Straße war die Erscheinung des Löhnstädtischen Bolontärs nicht unbekannt. Ein paar Backfische hielten hinter ihm drein, stießen einander an: „Der schöne Harald Strodttmann.“

Heute zog er erst recht aller Augen auf sich, er führte einen großen, kohlschwarzen Pudel an der Leine, den er ab und zu mit einem lauten Zuruf: „Blanko, halt, nicht so stürmisch, mein Lieber“, zurückschleifte.

Er spazierte in einer Tour von der Köpfschen Konditorei bis zum Ende des Rathhauses auf und ab und spähte mit scharfem Blick in die Runde.

„Ah — endlich!“ Harald ließ die Hundeleine fahren, und im nächsten Augenblick erhob sich ein wütendes Gekläff — die beiden Pudel, der weiße Regus und der

kohlschwarze Blanko, stürzten mit tigerartiger Wildheit aufeinander los und wälzten sich in einem schwarzweißen Knäuel auf dem Bürgersteig.

Eine schrille Frauenstimme zetzte dazwischen, ein Arm in einem hochroten Ärmel schwang einen lila Sonnenschirm wie eine Hellebarde, es half aber nichts — die Hunde bißen sich belfernd und knurrend weiter. Es entstand ein wüster Straßenlärm: Schulkinder johlten — der Zeitungsmann von der Ecke auf dem Marktplatz beim Ratskeller stürzte mit einem Stock bewaffnet herbei. Endlich kam ein Schuhmann, und die erbosten Hunde wurden getrennt und gebändigt.

Wie aus einer Bühnenversenkung tauchte hinter der nächsten Straßenecke das grinsende Gesicht Frihe Kunstmanns auf.

„Allons, Blanko, hast deiner gerühmten Bissigkeit Ehre und deine Sache gut gemacht“, sagte Harald Strodttmann mit leisem Lachen und übergab dem Löhnstädtischen Kontorstift die Hundeleine.

„Da, Kunstmannchen, dem Köter können Sie eine Wurst kaufen, und sich selber, was Sie gern mögen“, damit drückte Harald dem jungen Menschen ein Bezahlstück in die Hand und betrat dann schnell die Konditorei, in welche sich, wie er sich's wohl gemerkt, Henriette Santen, die täglich nach stattgefundener Probe hier eine Tasse Schokolade zu trinken pflegte, geflüchtet hatte, als die Hundebelästigung begonnen.

Er erspähte sie sofort bei seinem Eintritt. Sie saß in einer der kleinen Nischen — von Harald „Box“ genannt — auf dem dunkelroten Plüschdivan und lachte über ihr ganzes schmales, brünettes Gesicht, daß ihre weißen, schönen Zähne aufblitzten, während ihre Duenna über das schwarze Pudelingestüm schalt, das ihren süßen Regus, „der keiner Fliege an der Wand etwas zuleide tat“, so schändlich das sorgfältig gebadete und gekämmte schneeweiße Fellchen zerzaust hatte.

„Gib dich zufrieden, Schimmelschen“, sagte die junge Sängerin, „es beruhte durchaus auf Gegenseitigkeit. Regus hat das fremde Pudeltier auch nicht allzu sanft angefaßt.“

Regus lag als Konterbande unter dem Divan.

Harald von Strodttmann verneigte sich tief vor den beiden Damen.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine Gnädigste“, — er wandte sich zuerst mit seiner Anrede an Henriette Santens Begleiterin — „ich bin untröstlich über die Wildheit meines Hundes. Es liegt leider in der Natur der Dinge, daß sich Rassebrüder oft am allergrimmigsten beflehden. Man nennt das Futterneid, meine Gnädigste. Gestatten die Damen, daß ich im Namen meines unartigen Blanko, der seinen Stubenarrest als Strafe haben soll, pater peccavi sage. Mein Name ist Freiherr von Strodttmann.“

„Sehr angenehm“, sagte die Dame mit dem lila-seidenen Schirm, dessen elfenbeinerne Kriade deutliche Spuren des stattgefundenen Kampfes aufwies.

Nun, wo das Eis gebrochen war, ließ Harald sich mit einem höflichen: „Die Damen gestatten“ auf den Divan, Henriette Santen gegenüber, nieder und bestellte sich in aller Gemütsruhe eine Tasse Kaffee und Pflaumenkuchen.

„Eine kleine Stärkung nach der heißen Schlacht ist auch für den lattenlosen Zuschauer geboten, und der Pflaumenkuchen hier ist vorzüglich“, erklärte er in einer so selbstverständlichen und dabei drolligen Art, daß Henriette Santen, obgleich sie ihn unverachtet fand, wider Willen lächeln mußte.

Beim Namen Strodtmann war sie unwillkürlich zusammengezuckt, hatte die seinen, dunklen Brauen gerunzelt, doch im nächsten Moment war ihr niedrige Stirn mit dem entzückenden, dunklen, üppigen Haaransatz schon wieder vollkommen faltlos.

Harald Strodtmann konnte man nicht so leicht gram werden. Er plauderte mit seiner lebenswürdigen, jugendhaften Offenheit, schien es nicht zu merken, daß die junge Sängerin kaum ein Wort in die Unterhaltung warf, und war von dem Duett, das er und die Duenna in ihrem auffallenden Mantel und Hut zum besten gaben, sichtlich hochbefriedigt.

Er ließ es sich auch nicht nehmen, obwohl er mit keiner Silbe dazu aufgefordert worden war, die beiden Damen bis zu ihrer nahen Wohnung in der Königstraße zu begleiten, und zwar im Bewußtsein, daß, was er angestrebt hatte, erreicht zu haben. Daß er wieder einmal die Kontorstunden geschwänzt hatte, bedrückte sein Gewissen nicht im mindesten.

Von diesem Tage an verließ ihn der Gedanke an die junge Schauspielerin nicht mehr. Daß sie ihm bei flüchtigen Begegnungen immer eine kühle Miene zeigte, seinen ehrerbietigen Gruß durch ein kaum merkliches Kopfnicken erwiderte, erhitte sein Blut noch mehr — bald verhehlte er sich's nicht, daß er bis zur Tollheit in Henriette Santen verliebt war.

Abend für Abend verbrachte er im Theater, wenn ihr Name auf dem Programm stand. Seine Kollegen merkten verwundert die Veränderung, die sich mit dem frischen, lebenslustigen Menschen vollzogen hatte.

Er begann elend auszusehen. Er sorgte nicht mehr für humoristische Episoden im Kontor. Konsul Röhnschädt, dem Haralds ausgelassenes Wesen ebenfalls auffiel, erkundigte sich teilnehmend nach seiner Gesundheit. Harald meinte lachend, „es wäre nichts“, und zog sich mit einem Scherz „über den beginnenden Ernst des Lebens“ aus der Affäre. Die Geselligkeit nahm ihn nun auch sehr in Anspruch. Er konnte und durfte die Einladungen, die an ihn ergingen, nicht alle ablehnen, so gern er es in seiner jetzigen Gemütsverfassung auch getan hätte.

Nachdem er ein paar Tage lang vergeblich darauf gewartet hatte, Henriette Santen auf der Straße zu treffen, schrieb er ihr einen verzweifelten Brief.

Wiederum war Kunstmännchen der Note, dem eingeschärft worden war, auf eine Antwort zu warten und sie dem Absender des Schreibens sofort zu überbringen.

In einer fieberhaften Spannung harrete Harald der, wie er meinte, „endlichen Entscheidung“. Er riß den Briefumschlag mit bebenden Händen auf — sein eigenes, uneröffnetes Schreiben fiel ihm entgegen. — — —

Um diese Zeit — ein paar Wochen vor Weihnachten — kam Fred Delarue auf einige Tage nach Lübeck, teils in Geschäften, teils, um sich von dem Ergehen und den beruflichen Leistungen seines Bruders zu überzeugen.

Zu seinem peinlichen Erstaunen fand er Harald so verändert im Wesen, daß er anfangs glaubte, der Bruder sei ernstlich krank.

„Ach — kommst du mir auch damit, Fred, Röhnschädts dichten mir bereits alle möglichen Leiden an“, sagte Harald mit einem Anflug seines früheren Humors. „Mir fehlt nichts, sei ohne Sorge. Vielleicht fange ich nun endlich an, den Ernst des Lebens zu verstehen, und da dies ein bei mir so ganz und gar ungewöhnlicher Umstand ist, so fahst ihr es, wie mir scheint, als ein Zeichen beginnender Geistesumnachtung auf.“

Am Abend war man im Theater.

Harald hatte sich vollkommen in der Gewalt.

Er saß hinter Irmgard in der Röhnschädtschenloge und spielte mit ihrem Fächer, den er von der Logenbrüstung genommen hatte.

Die Santen sang die Cassi im „Zigeunerbaron“. Die Rolle lag ihr glänzend. Die schmiegsame Wildheit des Zigeunermädchens kam durch ihr Spiel und ihren Gesang großartig zum Ausdruck.

„Die Sängerin erinnert mich an jemand Bekanntes“, sagte Fred.

„Mir geht es ebenso“, versetzte Irmgard, „sooft ich die Santen höre und sehe, ist mir's so, als müßte ich ihr schon irgendwo mal begegnet sein. Galt — nun weiß ich's — sie erinnert mich an Henrika dy Santos, „die Braut aus Kanada“. Haben Sie nichts von der Berühmten gehört, Fred?“

„Nein.“

Er wurde nicht gern an jene Zeit, wo er mit den Grünings in Verührung gekommen war, erinnert.

Fred Delarue hatte sich in den Jahren, die seitdem verstrichen waren, wenig verändert. Sein blondes, kleiner Schnurrbart war etwas dichter geworden, die Falte über der Nasenwurzel trat, wenn er angestrengt nachdachte, schärfer hervor als früher.

(Fortsetzung folgt.)



Die Höhe des erreichten Zieles wird klarer durch die vergebliche Mühe des Nachstimmenden. F. Hiller.

## Treue Kameradschaft.\*)

Von G. Lehmann, Felddivisionspfarrer.

D. E. K. Ein sonniger Herbstsonntag. Wie seiner Brokat leuchtet tief und warm in Gelb und Braun und Rot die Boebre-Ebene. Ich reite sinnend nach meinem Standortquartier in nachmittäglicher Stunde zu einem Feldgottesdienste, der in einem stets unter starkem feindlichen Feuer befindlichen Dorfe den tapferen Verteidigern Gelbennut und Gottvertrauen stärken soll. An das Donnern der Geschütze ist das Ohr längst gewöhnt, die Rauchwolken aufsteigender Granaten oder der vom Himmelsblau sich in weißen Wälen abhebenden Schrapnelle sieht das Auge nur als Störung des farbenkräftigen Herbstbildes. Da fährt in eilender Hast ein Wagen über den holprigen Feldweg heran. Der stört das Gimmern, denn einem der Kanoniere, die auf dem Wocke sitzen, strömt Blut unter dem frischem Verbande hervor und auf den braunschmutzigen feldgrauen Rock. Was ist? Was hat es gegeben?

Der Wagen jagt weiter, dem Verwundeten schnell bessere Hilfe zu bringen, als seine Kameraden mit ihren Mitteln es auf der Kahrt vermocht, und mich ruft der Dienst auf die Wiese hinter dem granatengerstörten Dorfe. Nur anderthalb Kompagnien sind versammelt. Die Gefahr der Beschädigung verbietet eine größere Ansammlung. Und richtig! Da fliegen auch schon die Geschosse aus feindlichen Geschützen über unsere Köpfe hin und plagen oder plagen auch nicht im Wiefengrunde. Kurz ist denn auch nur die Feier.

Ich reite zurück. Meine Gedanken sind nicht mehr bei dem beschossenen Dorfe, nicht mehr bei der stimmungsvollen Feier, nicht mehr bei der besonnenen Herbstlandschaft; sie sind bei dem Verwundeten, den der Wagen an mir vorübertrug. Waren denn nicht schon Hunderte an mir vorbeigefahren, ohne daß ich mich nach dem Schicksal des einzelnen hätte erkundigen können? Ich mußte wissen, wie es um diesen Verwundeten des Herbstsonntag-Nachmittags stand. Die Nummer des Regiments auf der Achsellappe war mir nicht entgangen. Wo ihre Träger standen, wachte ich. Ein sanfter Schenfelndruck. Im Trabe bald, bald im Galopp geht es dorthin. Da sehe ich auch schon den einen Begleiter meines Verwundeten.

Wie war ich froh, nach diesem geforscht und so von seinem Verhalten Kunde zu erhalten! Herzerquickende, erhebende Kunde!

\*) Aus der Volkschrift des Evangelischen Bundes: „Erinnerungen eines Feldpredigers“. Von Pfarrer G. Lehmann. (Berlin W. 35.)

Lebensmittel galt es zu holen. Schreck war der Wagen beladen. Wohlverrichteter Sache fuhren die drei Begleiter des Transportes zu ihrem Truppendeile zurück. Da, das bekannte zwischende Pfeifen in der Luft, und unmittelbar neben dem Wagen plätscht die Granate, die erste, die heute in das eben zu durchfahrende Dorf hineingeworfen wird. Ein Sprengstück durchschlägt die Plane, durchschlägt den eisernen Bügel, der über den Bod die Plane hinüberspannt, durchschlägt die Räder des Fahrers und durchschlägt auch noch beide Bügel dicht vor seiner Hand. Aber ihn selber hat es auch nicht unversehrt gelassen, das Blut spritzt aus der Stirnschlagader. Keiner noch hat es gemerkt; denn in rasender Fahrt rollt der schwere Wagen hinter den schon gewordenen Pferden die abschüssige Dorfstraße hinunter. Die erschossenen Bügel schleifen auf dem holprigen Boden; die glitschige Straße läßt die Räder bald hinüber, bald herüber gleiten; scharf schlägt der Wagen an eine Hausede; hochauf

springt er über die aufragende Steine. Das alles Geschehnisse weniger Sekunden; in wenigen Sekunden wird der Wagen zerschellen, zusammenbrechen und mit wertvollen Materialien wertvolleres Menschenleben vernichten.

Da! Was ist das? Eine entschlossene Faust reißt die sich bäumenden Pferde kraftvoll zurück und bringt in wenigen Sekunden das tolle Rassen zu glücklichem Ende. Der Wagen steht hinter den schnaubenden, schäumenden, leuchtenden Pferden. Vom Sattelpferd aber heben zwei Kanoniere ihren blutüberströmten Kameraden, den Führer des Gespannes, der, seiner Verwundung nicht achtend, vom Wagenbod sich auf das Pferd geschwungen und seiner Kameraden Leben vor Schaden oder gar vor Vernichtung bewahrt hatte. Die beiden Unterwundenen werden nie wieder, ohne dieser Stunde zu gedenken, das alte schöne Lied singen: „Ich hat einen Kameraden, einen bessern findst du nit!“

## Gartenbau & Blumenpflege.

### \* Monatskalender.

Gemüsegarten: Ausjäten, Bekämpfen und Bekämpfen der Gemüsepflanzen. — Begießen mit flüssigem Dünger. — Abschneiden und Trocknen der Gewürzkräuter. — Aussaat von Spinat, frühen Karotten und sonstigen Speiserüben, Kopfsalat, Endivien, Radies und Rettichen. — Einern reifer Sämereien. — Obstgarten: Unterstücken oder Anbinden der mit Früchten schwerbeladenen Äste. — Auslockern der Erde. — Vertilgen schädlicher Insekten. — Abnehmen unreifer Walnüsse zum Einmachen. — Beginn des Okulierens auf schlafende Äste. — Teilweises Entfernen der wilden Ausläufer der im Frühjahr gepflanzten Bäume. — Pitieren der Wurzelansätze der Erdbeeren, so weit sie als Pflanzmaterial Verwendung finden sollen. — Ausbrechen unnützer Triebe und Anbinden des Weins. — Begießen vollhängender Bäume mit flüssigem Dünger. — Blumengarten: Aussaat von Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht, Silenen und Vellid. — Beginn des Okulierens der Rosen. — Beschneiden aller Zierbäume. — Aufnahme der abgestorbenen Blumenzwiebeln. — Einsammeln reifer Sämereien. — Anbinden hochwachsender Sommerblumen, Dahlien usw., sowie aller rankenden Gewächse. — Abschneiden der verblühten Perennen. — Reinigen der Wege. — Beschneiden und Walzen der Rasenplätze. H.

### \* Winke für eine gute Ausbildung der Früchte.

Die Obsternte wird in diesem Jahr bei der Knappheit aller Lebensmittel eine große Rolle spielen. Der Fruchtansatz ist, so weit er jetzt zu erkennen ist, meist nicht überreich, vielfach sogar schlecht. Eine gute Ernte ist von Äpfeln, der wichtigsten Obstart, geringe bis Mittelernten stehen in Aussicht bei Birnen und fast allen Steinobstsorten, besseren Ansatz zeigen: Beerenoß und Quitten.

Diese nicht sehr günstigen Aussichten müssen alle Obstzüchter anspornen, den vorhandenen Fruchtansatz zu erhalten und die Fruchtentwicklung nach jeder Richtung zu unterstützen. Das, was uns an Masse fehlt, muß wenigstens teilweise durch Vervollkommen der Früchte ersetzt werden. Es stehen uns mancherlei Mittel zur Verfügung, gesundes, vollkommenes Obst zu züchten. Die feuchte Witterung anfangs Juni war den vollhängenden Bäumen nicht ungünstig, aber es fehlte an Wärme, die für das Reifen der Früchte notwendig ist.

Wir können in vielen Fällen den mangelnden Regen durch künstliche Bewässerung ersetzen. Diese Zufuhr von Wasser braucht nicht täglich zu erfolgen, im Sommer wird aber bei anhaltender Trockenheit alle 1 bis 2 Wochen ein durchdringendes Wässern die Größe der einzelnen Früchte außerordentlich fördern, besonders wenn man damit eine Düngung verbindet. Man ziehe rund um den Baum im Umfang der Kronentraufe einen Graben, in den man das Wasser eingießt. Den Dünger löst man vorher im Wasser auf oder streut ihn in den Graben, er wird dann durch das Wässern den Wurzeln zugeführt. Als Dünger ist für diese

Zwecke zu empfehlen: Jauche, Abortung, Poudrette, Guano, allenfalls auch fetter Kuhdünger, Albertsche Nährsalze (für Obstbäume 3 bis 5 Gramm pro Liter. Letztere, deren Benutzung für städtische Gartenbesitzer besonders praktisch und einfach ist, sind, wie fast alle stickstoffhaltigen Dünger, knapp. Man sichere sich rechtzeitig seinen Bedarf. Für kleinere Verhältnisse sind aufgelöste Kuhfladen zu empfehlen. Mit solchen Düngergüssen, die wir beim Kernobst bis zur Ernte, beim frühreifenden Steinobst teilweise über diese hinaus fortsetzen, vermeiden wir nicht nur einen Verlust an zu früh abgestoßenen Früchten, sondern wir erreichen außer größeren Früchten gesunde Weiterentwicklung des ganzen Baumes und guten Knospenansatz für das kommende Jahr.

Die Wichtigkeit der Düngung, insbesondere bei volltragenden Kernobstbäumen, wird noch viel zu wenig beachtet. Der Mangel an Nährstoffen ist die Ursache, daß viele Kernobstbäume nur alle zwei Jahre tragen, der Baum braucht alle Kräfte, um die Früchte auszubilden. Dieselben reichen meist nicht zur gleichzeitigen Ausbildung neuer Blütenknospen. Bilden sich solche, so setzt der Baum aber im nächsten Jahre keine Früchte an, trotzdem oft das günstigste Wetter herrscht. Die regelmäßige Tragbarkeit des Steinobstes und des frühreifenden Kernobstes hat ihre Ursache in erster Linie darin, daß diese Bäume nach der Ernte noch Zeit und durch den Wegfall der Fruchtteernährung Kräfte genug besitzen, für den nächsten Fruchtansatz zu sorgen.

Eine überreiche Stickstoffdüngung, verbunden mit anhaltend nasser Witterung, kann allerdings bisweilen auch schädlich wirken, sie kann zu einer üppigen Entwicklung der Früchte führen, das Fruchtfleisch wird zu lose und neigt zur Fäulnis- und Stippenbildung. Letztere Erscheinung beobachteten wir nur bei Apfelsorten, die sich durch großen Umfang der Früchte auszeichnen, z. B. Schafsnase, Harberts Reinecke, Kanada-Reinecke. In sehr nassen Sommern ist überhaupt eine Nachdüngung in feuchten Böden weniger erforderlich, da der viele Regen die vorhandenen Nährstoffe löst und den Wurzeln zuführt.

Der Erfolg der Bewässerung wird wesentlich unterstützt durch eine gründliche Lockerung des Bodens. Ein gelockerter Boden verhindert das Austrocknen in den tieferen Bodenschichten. Vielfach stehen Obstbäume, namentlich in Bauerngärten auf dem Lande, in Grasgärten. Die Grasbede nimmt nicht nur einen großen Teil der Nährstoffe und der Feuchtigkeit in sich auf, sie verhindert auch den Zutritt der Luft in den Boden und erschwert dadurch das Atmen der Wurzeln. Bäume in Grasgärten sehen besonders in trockenen Sommern schlecht aus und geben geringe Ernten. Man soll hier mindestens sogleich große Baumstämme anlegen.

Wichtig zur Erhaltung der Früchte ist das rechtzeitige Binden und Stützen der Zweige. Gar mancher vollhängende Ast geht bei Sturm und Regen verloren, weil man versäumt, ihm das Tragen seiner Last etwas zu erleichtern.

Der rechtzeitigen Bekämpfung des Ungeziefers widme man die größte Aufmerksamkeit. Raupenmeister lasse man

nicht erst über den ganzen Baum verbreiten, man suche seine Äste regelmäßig danach ab. Madige Früchte lasse man nicht unter dem Baum liegen, sondern lese sie täglich auf, damit die Made nicht auskriecht, sich verpuppt und möglicherweise noch in diesem Jahre einer zweiten Generation das Leben gibt. Angefaulte Früchte breche man aus, ehe sie andere anstecken. Sind sie nicht im Haushalte zu verwenden, so vergrabe man sie, da sonst die Sporen des Fäulnispilzes sich leicht anderen Früchten mitteilen.

Man Sorge schließlich, daß die Früchte erst geerntet werden, wenn sie vollkommen ausgereift sind. Große Gewichtsmengen gehen jährlich durch zu frühes Pflücken verloren; vielfach ist leider die berechnete Furcht vor Diebstahl die Ursache der frühzeitigen Ernte. An alle Behörden muß deshalb die Aufforderung gerichtet werden, durch Einstellen genügender Wächter für ausreichenden Schutz zu sorgen. Insbesondere sollten Ehrenschützen in größerem Maße eingestellt werden. Da die Früchte nicht alle zu gleicher Zeit reifen, so ist ein öfteres Auspflücken des reifen Obstes empfehlenswert, da sonst namentlich beim Kernobst mancher Ausfall entstehen würde. Bei Zwergbäumen läßt sich dies besonders leicht ausführen und man erreicht dadurch eine weitere Vervollkommenung der hängen bleibenden Früchte. Beim Pflücken sind alle minderwertigen, wurmfressigen, angestochenen Früchte auszuwählen und alsbald in der Wirtschaft zu verwenden. Alles Dauerobst muß mit der größten Vorsicht eingebracht und gelagert werden, jede geringste Verletzung der Schale erleichtert den Eintritt von Sporen von Fäulnispilzen und schafft durch das dichte Zusammenliegen der Früchte Fäulnisherde.

So können durch genaue Durchführung einfacher Maßnahmen große Werte geschaffen und erhalten werden, Werte, die besonders in diesen Zeiten der Lebensmittelnappheit für die Allgemeinheit von großer Bedeutung werden können. H.

### \* Reinhalten der Zimmerpflanzen.

Im Sommer ist man in der Regel geneigt, den Zimmerpflanzen weniger Aufmerksamkeit zu schenken, man glaubt genug zu tun, wenn man ihnen recht viel frische Luft gibt und doch bedürfen gerade jetzt in der Hauptentwicklungszeit die Pflanzen ganz besonderer Pflege, namentlich in bezug auf Reinhaltung derselben. Von Zeit zu Zeit wird wohl mal mit einem trockenen Tuche über die Blätter gewischt, doch dann ist's gut für lange Zeit. Der Staub verstopft die Atmungsorgane der Blätter und bricht das schon durch Gardinen oder ungünstige Fensterlage gedämpfte Licht; die Pflanze fängt an zu kränkeln und wird auf diese Weise ein passender Ausbreitungsherd des Ungeziefers, das durch Entziehung der Säfte sie dauernd schädigt. Man wasche darum die Pflanzen mit Schwamm und Wasser, wasche sowohl die Unter- wie die Oberseite der Blätter, den Stamm wie die Äste und so oft, wie ein Schein von Unreinlichkeit wahrzunehmen ist, dann werden sie sich wohl befinden und dem Auftreten von Ungeziefer ist vorgebeugt. Das trockene Abwischen ist dem ordentlichen Waschen nicht gleich zu achten, denn die feinen, der Atmung dienenden Spaltöffnungen der Blätter werden dadurch nicht befreit. Man sei auch recht vorsichtig bei der Arbeit, damit keine Pflanzenteile beschädigt werden; auch gebe man genau acht, daß nirgends eine Laus sitzen bleibe und besonders scharf säubere man die Brutstätten der Läuse, die meist an der Unterseite der Blätter sich befinden. Gegen alles Ungeziefer ist sorgfältiges Waschen das unschärfste Mittel und was auch sonst empfehlenswert seine möge an Tinkturen, Pulver u. dergl., erfordern doch die meisten dieser Mittel, da sie die Blätter beschmutzen, ein nachträgliches Waschen. Man halte nicht mehr Pflanzen, als man bequem und ordnungsgemäß pflegen kann, besser wenig Töpfe von gutem Gedeihen als eine Fülle verwahrloster Gewächse.

Nicht bei allen Arten ist indessen das Waschen anwendbar, so bei vielen Kakteen mit dicht stehender Bewaffnung, sowie bei Pflanzen mit filzigem oder bereiftem Laub. Da muß man sich dann helfen, so gut es geht; für die ersteren mit einem steifborstigen Pinselchen, für die anderen mit einem trockenen Wattebausch. Bei krautigen Pflanzen vertreibt man auch die sich leicht einstellende grüne Laus, indem man die befallenen Teile schnell in einer Wasserbütte hin- und herzieht, wobei man sie natürlich so festzuhalten hat, daß sie nicht brechen können.

Sehr häßlich sehen die braunen Blattspitzen von Palmen und ähnlichen Gewächsen aus, eine Folge von Unsauberkeit, Wurzelfäule oder Trockenheit. Da suche man die betreffende Ursache auf, um sie abzustellen, die einmal vorhandenen trockenen Spitzen aber entferne man und schneide mit scharfer Schere dem verkürzten Blatte eine neue, möglichst natürlich aussehende Spitze an. Erst wenn das Blatt über die Hälfte seiner Größe eingebüßt hat, nehme man es ganz weg.

Wer Gelegenheit hat, die Zimmerpflanzen im Sommer wenigstens für einige Monate an einem halbschattigen, gegen Wind geschützten Ort ins Freie zu stellen, der sollte dies tun, denn dadurch wird das Reinhaltende derselben sehr erleichtert und die Entwicklung gefördert, doch muß, namentlich in der ersten (Übergangs-) Zeit, darauf gesehen werden, daß die Pflanzen gegen direkte Mittagssonne geschützt und vor allzustarkem Austrocknen bewahrt werden. Am besten eignet sich dazu ein halbschattiger Platz unter hohen Bäumen auf gut gepflegten Rosen, wo es nicht an feuchter Luft mangelt. H.

Eine üppig wachsende Zimmerpflanze ist der Farn. Dieser Farn hat vor den anderen Arten den Vorzug, daß er infolge seiner Anspruchslosigkeit in jeder Temperatur fortkommt und neben reichlichem Gießen keinerlei Pflege beansprucht. Dieser Farn pflanzt sich sozusagen selbst fort, da sich seine Luftwurzeln, sobald sie mit der Erde in Berührung kommen, selbst eingraben. Der Farn treibt fortgesetzt neue Wedel, so daß er schon nach kurzer Zeit zu meterhohen Büschen heranwächst.

Veronika oder „Ehrenpreis“ ist sowohl als Balkon- wie auch Fenster- und Zimmerschmuck geeignet, da sie eine „wetterfeste“ Pflanze ist, die in jeder Temperatur gedeiht. Denn sie verträgt neben Sonne und Schatten Zugluft und Frost, zwei Elemente, denen andere Pflanzen nicht standhalten. Die Veronika verlangt gutgemischte, nährstoffreiche Erde, ferner zu ihrem Gedeihen regelmäßige Wassergüsse. Sie ist in verschiedenen Variationen zu haben. So bringt sie z. B. neben weißen Blüten auch rote und blaue hervor, so daß man mit diesen drei Sorten allein einen abwechslungsreichen Blumenflor erzielen kann. Nach ihrer Überwinterung muß sie dann in andere Töpfe mit neuer Erde umgepflanzt werden, und zwar geschieht dies am besten im Februar, wo man dann auch den Pflanzenbestand durch Stecklinge vermehren kann. In dieser Zeit muß die Pflanze auch „zugestutzt“, d. h. zurückgeschnitten werden. Dadurch erzielt man dann im Juli ein buschförmiges Aussehen und einen üppigeren Blütenfah.

**Pflanzen-Schädlinge.** Wenn sich auf den Palmenwedeln Schildläuse zeigen, so wasche man sie mit einer kalten Brühe von Seife und weichem Schwamm ab und sprühe sie hinterher mit reichlich reinem, lauem Wasser ab, um die Spuren des Seifenwassers zu entfernen.

Regenwürmer in Blumentöpfen verschwinden durch Begießen mit einer Abkochung von Rostkastanien, bei der man auf 1/2 Liter Wasser 4 bis 5 Kastanien rechnet.

**Farben im Wurzelballen** von Zimmerpalmen, die häufig ihr frisches grünes Aussehen, trotz sorgsamster Pflege, mit einem kränklichen vertauschen, entfernt man, wenn man den Palmenkübel derart in ein Gefäß setzt, daß dieser darin hängt, und zwischen dem Topf und dem Boden des Gefäßes eine Handbreit freier Raum bleibt, den man mit kochendem Wasser füllt, das jedoch den Kopf der Palme nicht berühren darf. Durch die aufsteigenden Dämpfe flüchten sich die Larven an die Oberfläche, wo man sie nun mit Leichtigkeit ablesen kann. Um den erwünschten Erfolg zu erzielen, wiederhole man dieses Mittel so oft, bis keine Larven mehr zum Vorschein kommen.

**Geht acht auf eure Obstbäume!** Diesen Mahnruf sollte sich jeder Gartenbesitzer, der über eine gewisse Anzahl von Obstbäumen verfügt, zu Herzen nehmen. Denn während des Monats Juli werden die Obstbäume von einem schädlichen Insekt befallen, und zwar ist es der Weidenbohrer, der nicht nur, wie sein Name besagt, die Weiden heimsucht, sondern namentlich ältere Obstbäume befällt. Durch die baumrinden-ähnliche Färbung seiner Flügel genießt das Insekt einen gewissen Schutz, weshalb man beim Absuchen der Baumstämme doppelt Aufmerksamkeit entgegenbringen muß, wenn nicht anders die unter der Rinde sich einnistenden Larven den Baum in seinem Wachstum beeinträchtigen sollen.

Der Nachdruck der mit einem \* versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.